

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Woas, Franz: Die Geschichte vom Franklin, wie er sich einen Fleck in den Frack machte, und was dann weiter geschehen

urn:nbn:de:bsz:31-62042

muß dich ersäufen," sagt Benjam und deckt die Hand über die Augen des Tieres. Und er denkt an die Einsamkeit, der er sich damit ausliefert, und er weiß, daß er sie nicht lange ertragen wird.

"Ersäufen Sie ihn doch!" Diese Worte haben sich in Benjams müdem Gehirn festgebissen wie ein hypnotischer Befehl. Sie machen sich allmählich alles andere untertan. „Ich muß es schon tun," denkt Benjam in ihrem Bann, „Ich tue ihm nur ein Gutes damit, es ist nur eine Grausamkeit gegen mich." Und er berauscht sich ein Weilschen an der heroischen Schmerzlichkeit seiner Situation.

Aber dann ist Benjam fest entschlossen. Er legt noch einmal alle Liebe und Zärtlichkeit in seine Hände und streichelt den Hund. Der dehnt sich vor Wohlglück und klopft mit dem buschigen Schwanz auf den abgerissenen Teppich. Benjam würgt der Abschied in der Kehle. Er möchte vor sich selber gern wankend werden in seinem Entschluß, aber er ist von den befehlenden Worten schon ganz bezwungen. Als er aufsteht, ist er



Benjam steht auf der Brücke und starrt ins Wasser.

in den Knien schwächer denn sonst. Ein paarmal tappt er in der Stube hin und her, tut diesen und jenen sinnlosen Handgriff, dann legt er den Hund an die Leine.

Draußen ist es zwischen Tag und Abend. Die Sonne fällt schräg in die Straßen und beschlägt die Fenster mit einem blinden Gelbrot. Benjam ist so dumpf und leer zumute, daß er Mühe hat,

seinen Füßen den rechten Weg vorzuschreiben. Brav und ahnungslos trollt der Hund nebenher.

Auf einigen Umwegen kommt Benjam zu der kleinen Brücke, die er dunkel im Sinn hat, und die eigentlich nur ein Steg ist, denn sie ist aus Holzbohlen und nur auf der einen Seite durch ein Geländer geschützt. Wenige Menschen verlaufen sich in diesen abseitigen Parkwinkel zwischen Stadt und Vorstadt. Benjam bleibt auf der Brücke stehen und starrt ins Wasser. Das ist graugrün, läßt Tiefe vermuten und fließt ziemlich schnell. Benjam ist wie gestorben. Weshalb bin ich hier? fragt er sich. Die Gedanken gleiten ihm weg wie da drunten das Wasser. Tausenderlei geht ihm mit einem Male zusammenhanglos durch den Kopf. Mariechen möchte die Katzen lieber — wenn Karl eines Tages als reicher Mann zurückkäme — nein — ich kann es nicht tun — das Wasser ist sicher sehr tief — habe ich eigentlich meine Stube abgeschlossen? — ersäufen Sie ihn doch — wie? — Strychnin zerreißt die Gedärme — Hinter Benjams Stirn braust ein leichter Schwindel, er weiß es kaum, daß er sich bückt und den Hund mit großer Anstrengung von der Brücke stößt.

Aber Benjam hat in seiner Benommenheit vergessen, daß ihm die Leine in einer Schlinge um das Handgelenk sitzt.

Der Hund müht sich mit allen Kräften in das seichte Wasser am Ufer. Der Körper des Alten, der noch halb in der Strömung liegt, reißt ihn immer wieder zurück. Zwei junge Leute haben den Mut, Benjam aus dem Wasser zu ziehen. Benjam ist tot. Aber es ist von seinem Gesicht abzulesen, daß er die unerwartete Wendung der Dinge im letzten Augenblick begriffen hat, und daß er mit dieser Lösung zufrieden ist.

Die Geschichte von Franklin, wie er sich einen Fleck in den Frack machte, und was dann weiter geschah . . .

Von Franz Woas = Wiesbaden.

Der Mann, der zum allerersten Male an einem Hause einen Blitzableiter anbrachte, das war Franklin, der Amerikaner.

An seinem eigenen Hause war das. Durch Beobachten und Nachdenken hatte er es herausgebracht, wie man den Gewittern durch eine eiserne Leitung mit vergoldeter Spitze ihre böse Ladung abfangen kann, um sie dann ohne Schaden in die Erde zu leiten.

Ein einfacher, bescheidener Mann war das. Wie gar einfach er wirklich war, das kann noch jetzt jedermann deutlich an dem Hause sehen, das er einst bewohnt hat; denn die Amerikaner haben dies Haus genau, wie es war, erhalten bis auf den heutigen Tag; nicht sowohl des Blitzableiters

wegen, als sonst aus Verehrung und Dankbarkeit für den Mann. Denn Blitzableiter zu erfinden, das war ja nur sein Nebengeschäft gewesen. Im Hauptgeschäft aber war er ein Staatsmann, ein ausnahmsweise gescheiter gar, der es gründlich verstand, den Engländern die Stange zu halten, wo diese etwa dem blutjungen amerikanischen Staate ans Leder wollten. —

Aus seinem kleinen bretternen Farnhause mußte er wider Willen oft genug heraus und unter die Leute; mußte in die Städte, nach Newyork und Washington, um mit denen, die neben ihm etwas zu sagen hatten, zu reden und zu beraten. Ja, er mußte gar, wenn einmal die Herren aus England herüberkamen, sich sein anziehen, um geschneigelt und gestriegelt in die großen Gesellschaften zu gehen — was nun durchaus nicht nach seinem Geschmack war.

Dazu hatte er sich, ob er sich gleich lange dagegen gewehrt, am Ende doch einen Frack machen lassen; einen Frack nach neuem Schnitt, hellblau, aus bestem Brabanter Tuche, was dazumal hoch im Preise stand, wofür es aber auch eine Ewigkeit halten sollte.

Franklin war ein gut gewachsener Mann. So hatte er, als der Schneider ihn zum ersten Male in dem neuen Frack vor den Spiegel stellte, selbst seine Freude dran.

Nun gab es damit aber gleich ein Unglück.

Weiß der Ruckuck, wie es geschehen; aber er hatte sich bei dem feierlichen Essen, das einem englischen Admiral gegeben wurde, einen Fleck auf den Frack gemacht; auf den schönen hellblauen Frack, einen großen Fettsfleck, vorn auf der Brust, gut zu sehen für jedermann. Der Admiral selbst mit seinen scharfen Seemannsaugen hatte ihn alsbald gesehen.

„Herr Franklin,“ so lachte er — schon ein bißchen angeheitert — den Franklin an, „Sie haben sich da einen Fleck auf den Frack gemacht!“ Und wies dabei auf den Fleck.

Franklin war arg bestürzt; aber er half sich und hielt die linke Hand so, daß der Fleck nicht zu sehen war. Nur, als die Tafel aufgehoben war und alles im Saale herum stand, vergaß Franklin den Fleck; bis auf einmal einer der Gäste den Finger hob und sagte: „Herr Franklin, Sie haben sich einen Fleck auf den Frack gemacht.“

Flugs fuhr er wieder mit der Hand davor. Aber was nützte es? Er vergaß doch im Gespräche wieder, an den Fleck zu denken, und so erfuhr er immer von neuem, daß er sich einen Fleck auf den Frack gemacht . . .

Berärgert verließ er das Fest. — Jetzt sollte sein Schneider Rat schaffen: der Fleck mußte weg.

„Nichts leichter als dieses,“ war des Schneiders Bescheid. Und richtig! Der Schneider brachte das Kunststück fertig: der Fleck war weg — wenigstens schien er weg zu sein. Aber es schien eben nur so, denn als Franklin voller Vertrauen

auf des Schneiders Kunst das nächste Fest in aller Sorglosigkeit besuchte — was geschah? Wohl ein halb Duzend Finger wiesen nach und nach auf die schlimme Stelle. Und immer wieder bekam es der Unglücksmensch zu hören: „Herr Franklin, Sie haben sich einen Fleck auf den Frack gemacht.“

Da schwur er sich: Den Frack tußt du in deinem Leben nicht wieder an!

Im, er hätte den Schwur nicht tun sollen; denn jetzt kam es sonderbar: Plötzlich waren die Engländer und die Amerikaner bitterböse zueinander geworden. Richtig wie nach Krieg noch es. Was blieb übrig? Franklin setzte sich aufs Schiff und fuhr nach England hinüber, und das war wirklich gut so; denn drüben wurde man wieder gut Freund miteinander. Ja, ein großes Fest wurde schließlich Herrn Franklin zu Ehren gegeben, eine Art Friedensfest.

Alles schön und gut; aber da fiel ihm sein Frack ein, den er antun mußte, und fiel ihm der verwünschte Fleck ein. Ha, jetzt wußte er sich zu helfen.

Gleich, als er in den Saal trat, — noch war der König nicht da — stieg er auf einen Stuhl, und laut verkündete er's in den Saal hinein: „Meine Herrschaften, ich habe mir einen Fleck auf den Frack gemacht.“

Erstaunt horchte die ganze Gesellschaft auf; bevor aber noch irgend jemand etwas erwidern konnte, trat der König auf Franklin zu; denn soeben war er in den Saal eingetreten und hatte noch gehört, was Franklin gesagt. Bestürzt war Franklin in aller Eile von seinem Stuhl herabgeklettert. Der König aber lachte ihm laut ins Gesicht: „Machen Sie sich nur keine Sorge, Herr Franklin,“ sagte er, „den Fleck bringen wir weg.“

Und damit nahm er den großen Ordensstern, den er trug, von seiner Brust und heftete ihn dem Franklin auf den Frack, genau, wo der Fleck saß.

Seit Menschengedenken hat noch kein Orden eine so praktische Verwendung gefunden.

oo

Vergänglich sind der Erde reichste Gaben,
Nur was wir außer dem Gebiet der Zeit
Gewirkt als Geister auf die Geister haben,
Das währt und bleibt in alle Ewigkeit.

Goethe.

Nur dem Geist, den keine Mühe bleichet,
Rauscht der Wahrheit tiefversteckter Born,
Nur des Meißels schwerem Schlag erweicht
Sich des Marmors sprödes Korn.

Schiller.

Kann ich nicht Dombaumeister sein,
Behau ich als Steinmetz einen Stein.
Fehlt mir auch dazu Geschick und Verstand,
Trag' ich Mörtel herbei und Sand!

Baumbach.